Tägliche Omaha Tribüne

TRIBUNE PUBLISHING CO., VAL. J. PETER, President
1311 Howard Str. Telephon: TYLER 340 Omaha, Nebraska.

Des Moines, Ia., Branch Office: 407 — 6. Ave.

Eastern and Western Representative
HOWARD C. STORY
1108 Fifth Ave. Bldg., New York
924 Arch Str., Philadelphia
664 Peoples Gas Bldg., Chicago.

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice at Omaha, Nebraska, under the Act of Congress, March 8, 1879

Preis des Tageblatts: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post per Jahr $4.00. — Preis des Wochenblatts: Bei strikter Vorausbezahlung, per Jahr $1.50.

Omaha, Nebr., 7. Febr. 1916.

Der Philippinen Schicksal!

Im Bundessenat ist in den letzten Wochen unendlich viel über das Schicksal der Philippinen beraten worden. Bundessenator Hitchcock von Nebraska forderte, daß die demokratische Partei, nachdem sie nun bereits 3 Jahre am Ruder ist, endlich das Versprechen ihrer Platformen von 1900, 1904, 1908 und 1912 einlöse und den Philippinen volle Unabhängigkeit gewähre. Senator Clarke von Arkansas stellte den Zusatz-Antrag, daß die Unabhängigkeit spätestens in 4 Jahren durch den Präsidenten verfügt wird, falls er nicht „vorher" befindet, daß die „Verhältnisse" auf den Inseln noch eine weitere Verlängerung dieser Frist notwendig machen. Nach langem Hin und Her wurde endlich das Clarke'sche Amendement angenommen, allerdings nur mit Stimmengleichheit, 41 gegen 41, wobei die Stimme des Vizepräsidenten den Ausschlag gab. Dagegen wurde ein anderer Clarke'scher Zusatz, der den Präsidenten ermächtigt, durch internationale Abmachungen die Zukunft der Unabhängigkeit der Filipinos sicher zu stellen, mit 53 gegen 31 Stimmen niedergestimmt. Das heißt also, die Ver. Staaten wollen **keine Garantie** für die Zukunft der Philippinen geben. —

Sollte dieser Beschluß die Zustimmung beider Häuser im Kongreß finden, dann ist das Schicksal der Philippinen **besiegelt.** Oder gibt es jemand, der noch in kindlicher Naivetät die Japaner für eine selbstlose, uneigennützige Nation hält? — Indem die Ver. Staaten die Philippinen „frei" geben, überliefern sie die Filipinos einem neuen Herrscher, Japan. Ob sie sich dann unter diesem neuen Herrscher wohler fühlen werden, denn unter dem „milden Szepter" Onkel Sams, das werden sie selber ausfinden müssen. Die Zukunft wird es lehren.

Merkwürdig und bezeichnend ist es, daß gerade jetzt in diesen wirren Zeitläuften so energisch und plötzlich über das Schicksal der Philippinen entschieden werden soll. Es scheint dem unparteiischen Zuschauer fast, als ob man allerhand „Komplikationen" befürchtet, denen man durch solchen Beschluß aus dem Wege gehen möchte, ohne sich selber eine Blöße zu geben und obendrein sich noch in die Glorie des Altruismus, der höchsten Uneigennützigkeit, zu hüllen.

Als die Filipinos am 12. Dezember 1898 durch den Pariser Frieden vom spanischen Joche durch die Amerikaner erlöst wurden, glaubten sie nun die Freiheit zu haben. Aber die Imperialisten in der näheren Umgebung des republikanischen Präsidenten Mc Kinley dachten nicht daran, das für etliche Millionen Dollars erkaufte Kleinod so ohne weiteres wieder aus den Händen zu lassen. Die darob enttäuschten Filipinos, die bisherigen Freunde der „Befreier", wurden am 4. Februar 1899 nun zu „Rebellen" gegen ihre nunmehrigen „Unterdrücker". Der Philippinenkrieg dauerte vom 4. Februar 1899, als die Feindseligkeiten begannen, bis zum 30. April 1902, nachdem der „Rebellenführer" Aguinaldo bereits am 23. März 1901 durch Verrat in die Hände der Amerikaner geraten war. — Am 4. Juli 1902 endete das Militär-Gouvernment und die sogenannte Philippinen-Kommission trat ins Leben, die sich aus Amerikanern und Filipinos zusammensetzte. Am 30. Juli 1907 wurde die erste Wahl abgehalten, die eine Legislatur von 80 Mitgliedern schuf. Damit war der Weg zur dereinstigen Selbstständigmachung eröffnet. — Aber der Weg dahin war weit. Erst mußten die Filipinos zu der Selbständigkeit „erzogen" werden. Und darüber gingen die Meinungen bis jetzt immer sehr weit auseinander, wann der Zeitpunkt der „Reife" erreicht sei. Man schob und schob, bis — — nun, sei man ehrlich — bis die „gelbe Gefahr" immer dräuender am amerikanischen Horizonte emporstieg.

Es wurden Stimmen laut, die forderten schlankweg, daß man die Philippinen an Japan verkaufe. Aber da waren zwei Bedenken: 1. wäre es doch für die Ver. Staaten äußerst beschämend gewesen, wenn man bisher immer die armen Filipinos mit dem Versprechen einer zukünftigen Selbständigkeit hingehalten und sie jetzt, gleichsam wie eine Ware, hätte verkaufen wollen. — 2. aber hätte sich kein Käufer für die Filipinos gefunden, weil die andern nicht sich getrauten und der eine, nämlich Japan, den Kauf nicht brauchte, da er die Ware schließlich umsonst bekommen würde. — Dies letztere Bedenken gab den Ausschlag.

Schließlich sei hier noch ein Grund erwähnt, warum man jetzt endlich sich bereit zeigt, die Selbständigkeit der Philippinen anzuerkennen. Die Verhandlungen im Bundessenat geben hierüber ziemlich deutlichen Aufschluß: Die Geschichte bezahlte sich nicht. — Und das gibt bei den „einsichtigen" Amerikanern zumeist den Ausschlag.

Die Senatoren Lippilt von Rhode Island und Hardwick von Georgia stritten sich in der Sitzung vom 19. Januar heftig über die Kosten der Philippinen. Letzterer behauptete, daß die Philippinen seit den 18 Jahren der Besitzergreifung die Ver. Staaten jährlich 25 Millionen Dollars gekostet hätten, während ersterer die Kosten nur auf 9½ Millionen Dollars ansetzte. Wenn man nun den Handel mit den Philippinen dagegen setzt: Fiskaljahr 1913—14 Export nach den Philippinen 27⅓ Millionen Dollars, Import Philippinen nach Ver. Staaten nur 18 Millionen Dollars, während der Gesamtimport der Philippinen in 1913 rund 56½ Millionen Dollars, der Gesamtexport rund 53½ Millionen Dollars betrug, so haben die Ver. Staaten allerdings nicht besonders gut abgeschnitten.

Das Schicksal der Filipinos dürfte sich nun bald entscheiden. Der Satz in der demokratischen Platform von 1912, daß die Ver. Staaten die Unabhängigkeit der Philippinen „garantieren" sollen, bis die Neutralisation der Inseln durch Verträge mit den andern Mächten gewährleistet sei, wurde durch die Senatsabstimmung verworfen. Wird der Kongreß dies anerkennen, dann dürften sich die Filipinos der neuerworbenen Freiheit nicht lange erfreuen. Dafür wird dann schon Japan sorgen, wie es für Korea gesorgt hat und jetzt für China zu sorgen im Begriffe steht. Ob die Ver. Staaten aber damit richtig handeln, dürfte sehr in Frage stehen.

Aus folgenden Gründen: Die erwähnte Platform von 1912 sieht vor, daß bei der Anerkennung der Unabhängigkeit der Philippinen die Ver. Staaten-Regierung soviel Land für sich zurückbehalten solle, als für Kohlenstationen und Flottenstützpunkte für notwendig erachtet werden. — Wird man an dieser Notwendigkeit — und eine solche ist es für unseren Handel in Asien — festhalten, dann wird man nachher mit der Macht, die sich der Filipinos „annehmen" wird, unfehlbar in Konflikt geraten. Man könnte so aus dem Regen unter die Traufe kommen.

Onkel Sam hat sich selber zum „Vormund" der Filipinos bestellt. Wenn aber ein Vormund seine Mündel aus seiner Obhut entläßt, sollte er gewissenhaft auch die Zukunft der seiner Zucht entwachsenen nach bestem Vermögen sicher stellen. Dieses „Vermögen" ist aber in diesen Zeitläuften sehr, sehr schwach. Verträge? Die sind anerkanntermeßen nur dann mehr wert, als ein „Fetzen Papier", wenn die nötige Macht, Heer und Flotte, als „Garantie" dahinter steht. Daran fehlt's aber. Und darum ist das Schicksal der Filipinos dunkel, sehr dunkel.

Zuckermonopol in der Schweiz.

Bern, 7. Febr. — Die Regierung der Schweiz hat sich entschlossen, ein Zuckermonopol zu errichten. Sie wird noch in dieser Woche sämtliche Zuckervorräte im Lande übernehmen und die Preise von 7½ Cents per Pfund auf 8½ und 10 Cents per Pfund erhöhen. Infolge Schiffsmangels ist es schwer, amerikanischen Zucker zu importieren. Kürzlich wurden 3,000 Waggonladungen Zucker in Oesterreich angekauft.

Achtung, Deutsche!

Kommt zu J. F. C. Rumohr für besten Limburger Käse, geräucherten Catfisch. Hasenpfeffer. Bier und Schnaps haben wir auch zu verkaufen. 207 südliche 13. Straße, Omaha, Nebr.

Kriegswahrsagerei.

Wiener Skizze von Artur Anders.

Man soll das Kleingewerbe fördern. Immer, und jetzt in Kriegszeiten erst recht.

Nun war in den letzten Monaten sehr viel von dem Aufblühen eines vergessenen Geschäftszweiges die Rede: von den Wahrsagerinnen, aber jedesmal mit einem Nachklang von Spott, Schimpf und Hohn. So ein Unrecht! Die zwanzig, dreißig Kreuzer, die man da ausgibt, bringen doch auf jeden Fall etwas ein. Den Schwachen und Einfältigen einen rosenroten Zukunftstraum und denen, die „drüber hinaus sind," eine lustige Viertelstund'. Dann wollen doch auch die alten Weiber leben. Die Pfründe langt bei weitem nicht aus, so gehen sie halt unter die Prophetinnen. Und das ist in Kriegszeiten sehr einträglich. Zum Schutze unserer Zeit soll aber gleich gesagt werden, daß es früher nicht besser war. Nicht vor 50 Jahren und nicht vor 2000 Jahren. Nur Wahrsagerinnen waren damals viel hübscher. Alle malerische Schönheiten. Sie haben nämlich das mystische Gewerbe in sehr jungen Jahren angefangen, die Sybillen. In ihren Frühlingsjahren!

Doch zurück zum völkischen Gemeinsinn: man soll das Kleingewerbe fördern und so habe ich eine Wahrsagerin aufgesucht. Mit dem König Saul wußte ich diesen Weg zu entschuldigen. Wenn der zu einer Wahrsagerin gegangen ist — wo er doch anfangs ein verschworener Feind der Sybillen war — so brauche ich mich auch nicht zu schamen. Dann war mir diese neuzeitige Hexe schon von vielen Seiten anempfohlen worden. Die letzte eindringliche Mahnung erhielt ich von der Waschfrau:

„Bei der trifft alles ein! Gegangs nur zu der! De is großartig! Se wern staunn. Valangn tut's nix, aber geb'n S' ihr an Zwanzga!"

Der Weg führte mich, nach dem zehnten Bezirk. In der und der Seitengasse wohnt sie, in einem Seitentratt, Türnummer Soundsoviel.

Im Hausflur wanderte der Ehering noch rasch ins Geldtaschel (diesmal, um die Wahrsagerin irre zu leiten), mein Gehaben heute ich etwas auf die äußeren Bezirke ein, die Sprache dachte ich mir ebenso und dann klopfte ich an. —

„Herrein!" Die Stimme klang schon so dünn und alt, daß keine angenehme Ueberraschung mehr zu erwarten war.

Ich klinkte auf und stand in einer Kammer, in der es armselig genug aussah. Bett, Kasten, ein Waschtisch, zwei Sessel, an der Wand ein Haussegen, mit dem ewigen Licht davor... Keine Eule, kein Totenkopf.

Die Alte grüßte sehr freundlich und wies auf einen Sessel. Dann zog sie, ohne mich weiters zu fragen, die Tischlade auf und nahm ein Spiel Preference-Karten heraus.

„So bitt' schö, gnä Hea. Dreimal abheb'n. — Net so! Mit der link'n Hand. Sooo.

Sie breitete die Karten über den Tisch aus. Als erste Karte schlug sie Kreuzaß auf! Na, das kann ja schön werden. Die Alte schöpfte tiefer Atem und fing also zu prophezeien an:

„Da is der Carobub. Seh'n's? (Sucht ihn.) „Da! Und drüber der Karoawal. Na, so a Zufall! Schau'n S' nur! Da steht's: Se wern einruck'n. Zu da Cavallerie! Seh'n S', da is scho da Brief. Das is da Befehl. — Aber tröst'n S' Ihna, nä Hea. 's geht Ihna net allan so. Von meiner Schwester söli der Bua is scho seit'n August furt und gestern schreibt er mir, daß er g'fall'n is. An Streifschuß hat er a'n Fuaß. Und nächste Woch'n kommt er auf Urlaub. Aber am End' — gnä Hea — geht do alles guat aus. Da ham mir's scho! Herzsieb'n. Is de G'sundheit. — An Kamerad'n werd'n S' im Feld kriag'n — da, der Pickbua — der wird Ihna treu sei — Herzzehna — und für Ihna fall'n. Kreuzaß."

Kann man mehr verlangen? Ich war gerührt über den zukünftigen Kameraden, den Pickbuben und zeigte mich sichtlich erfreut.

Das gab der Kartenschlägerin größeren Geschäftseifer. Sie mischte das Blatt und hielt mir das Packl hin.

„So, bitt' schö, jetzt ziag'n S' a Kart'n. Aber mit der rechten Hand."

Ich ziehe und dreh die Karte um: Kreuzaß! Da kommt die Alte aber doch etwas aus der Fassung. Die nächste Karte ist Pickzehn. Das gibt zusammen die dunkelste Zukunft. Da muß unbedingt noch jemand sterben. Am liebsten wär' mir die Kartenaufschlägerin. Aber die wehrt sich! Sie nimmt die beiden Unglückskarten und —legt sie in die Lade.

„So — und jetzt zieh'n S' no amal!"

Es ist Herzdam'!

Herzdam'! Mehr braucht eine Kartenschlägerin nicht! „Aha! Da kam mir's scho! Ein blondes Fräul'n ist Ihnen sehr nahe." (Hier wurde mir ein wenig unangenehm zu Mute...) Indem sie die Karten weiter aufschlägt, lächelte sie verschmitzt: „Oh, das is a guat's Fräul'n! An der halt'n S' fest. — I glaub' fest — — richtig, da is scho die Hochzeit! Aber halt! — Na ja, versteht sich, 's Müllitär is halt dazwisch'n. Aber da is wieder de Herzsieben (resumierend): „Gnä' Hea, um Ihna Zukunft braucht Ihna net bang z'sei. Se müss'n in' Krieg — da is er wieder, der Carobub — der Kamerad schützt Sie — und wenn S' z'rückkommen, kriag'n S' Ihna Freundin. A kloine Erbschaft steht Ihna no zua, aber de kommt erst viil später."

Das Spiel Karten rauscht zusammen, wie der Vorhang vor der Bühne und die Vorstellung war zu Ende.

Ich zahlte 60 Heller und hörte noch folgende Anpreisungen:

„Soll i dem gnä Hean vielleicht aus'm Kaffeesud wahrsag'n? Net? Nummern brauch'n S' a net?"

Da war ich draußen.

Am zweitnächsten Tag mußte mein Spezi dran. Allerdings kostete mich das ein doppeltes Gabelfrühstück, die Elektrische, dann die 40 Heller, die Karl der Wahrsagerin einzuhändigen hatte. Vor dem Tor ermahnte ich ihn noch zu tiefem Ernst, beschrieb ihm so genau den Weg, daß er mich am Ende der Ausfahrungen bat, ihm die Tür zu zeigen und dann schupfte ich ihn hinein.

Ich spaziere keine fünf Minuten draußen auf und ab, war er schon wieder da! Puterrot, lachend, niesend, verklagte er sich und erst als der Vulkan der Heiterkeit vorbei war, hörte ich den Bericht:

„No, mi bringst no amal zu so was! — Waßt, i scho g'lacht, wie i bei der Tür n... Und z'erst hat's i mitg'lacht, aber nachher —. Es war aber a zu dumm. Waßt, sie nimmt de Karti'n raus, i heb glei mit der Lint'n ab und da fangt's an: Je, se müssen zum Müllitär. Das sagt mir der Carobua. I schau ihr zu, sieht aber kan Carobuam. Da is ja gar kaner dabei! sag i — no und da war de Hetz ferti!"

„Hat s' dich rausg'schmiss'n?"

„Mi net, aber den nächst'n schmeißt's sicher naus."

Und lachend über die blamierte Wahrsagerin gingen wir heim. Am nächsten Tag aber kam die Kundmachung über die Nachassentierungen und nicht lange darauf mußte der Karl mit einem schwarzen Stofferl nach dem Rennweg. —

Damit aber war für mich die Kriegswahrsagerei nicht zu Ende. Denn einmal auf die nüchterne Sensation dieses Geschäftsweiges aufmerksam geworden, wollte ich mich doch von dieser Erfahrung weiter unterhalten lassen. Und ich erinnerte mich an eine Handlinienleserin, die in den westlichen Bezirken Wiens die Wahrsagerei betreibt. Diese Dame — auch sie ist nicht schön — hält ihr Gewerbe überaus vornehm. Ein Mädchen öffnet, man legt im Vorzimmer ab und tritt dann in einen Salon. Eine schwarzgekleidete Dame lädet mit vornehmer Handbewegung zum Sitzen ein, studiert dabei sehr schnell das Aeußere ihres Kunden, und dann beginnt sie ihre mystische Tätigkeit.

Nun saß ich zum zweitenmal vor ihr. Vor allem sagte sie mir eine baldige Heirat voraus. Ich hatte auch diesmal den Ehering versteckt und noch ein übriges getan, indem ich einen Knopf vom Ueberzieher abgedreht hatte. So etwas zeigt auf Junggesellenschlamperei und die Pythia in Schwarz weissagte auch richtig auf diese Indizien los. Dann las sie aus meiner Hand die Vergangenheit — es traf alles zu, weil es allgemein gehalten war — und wieder ging sie auf das heikle Thema der Zukunft über.

Eine kleine Weile besah sie sich meine Fingernägel, wurzelte den Daumen und dann sprach sie mit verhaltener Stimme:

„Sie müssen nächstens einrücken."

Ich erschrak keineswegs. Was kann mir auch viel geschehen? Der Pickbub aus dem zehnten Bezirk stirbt doch meinen Tod. Um aber der Sybille meine Teilnahme zu zeigen, fragte ich ebenso ernst:

„Komm' ich vielleicht zur Kavallerie?"

„Warten Sie." Sie suchte im Handteller an der Lebenslinie entlang und besah sich dann den Zeigefinger genauer:

„Das kann ich nicht bestimmt sagen. Es ist da etwas inzwischen, was mich zu keiner Klarheit kommen läßt. Aber Sie kehren gesund wieder heim. Denn da ist die Ehe und da sind ja vier Sprößlinge... Oh, Sie werden den Krieg mit Auszeichnung bestehen. Der Krieg wird aber Ihr einziges großes Erlebnis sein. Nach ihm werden nur ruhige und sonnige Tage kommen."

Amen. Ich legte zögernd ein Silberstück auf den Tisch und ging. Das Stubenmädchen half mir in den Ueberzieher — auch sie dankte — und dann stand ich wieder im nüchternen Großstadtlärm.

Und überdachte: das mit den vier Kindern bleibt ein Witz. Die ruhigen, sonnigen Tage waren nur eine Versöhnungszuwag' für die vier Kinder, folglich sind auch sie nicht ernst zu nehmen. Aber eines hatte sie dunkel erraten! Als sie nämlich nicht wußte, zu welchem Truppenteil ich einrücken müßte, „weil etwas inzwischen ist," da hatte sie das Dokument gewissagt, das mich vom Militärdienst befreite und seit einem halben Jahr zu Hause im Schreibtische liegt.

Kriegsfilms.

Dienen in England und Frankreich verschiedenen Zwecken.

Das Filmwesen ist, wie die Londoner Blätter berichten, in England und Frankreich durch den Krieg noch mehr als früher in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt worden. Während man früher aus erzieherischen und volkswirtschaftlichen Gründen das Umsichgreifen der Films einzuschränken suchte, wird der Film jetzt sogar durch seine alten Gegner, die Schulbehörden und die Geistlichkeit, gefördert. Der Krieg, der jede, besonders jede der Oeffentlichkeit allgemein zugängliche Erscheinung auf neue Weise beleuchtet und durch neue Verwendungsmöglichkeiten bereichert hat, mußte auch die Propagandamöglichkeit des Films greifbar machen.

Daß diese Ausnutzung der Filmbühnen gerade in Frankreich und England besonders stark betrieben wird, hat seine Hauptursache in den Verhältnissen und der Haltung des Publikums in den beiden Ländern. Während in Deutschland die Opferfreudigkeit und das unbedingte schrankenlose Pflichtbewußtsein in höchstem Maße ausgebildet sind, so daß eine Propaganda im Reiche vollkommen überflüssig erscheint, ist in Frankreich und England eine fortgesetzte kriegerische und nationale Reklametätigkeit sehr vonnöten. Darum wird der Kinematograph dort in weitestgehendem Maße in die Dienste der Kriegführung gestellt. Die gesteigerten Anforderungen, die durch diese Verhältnisse an die Films gestellt werden, und die Zunahme der Erzeugungsmenge haben die Zahlen in der englischen Filmstatistik stark emporschnellen lassen. So sollen — wenigstens wird dies in der „Times" behauptet — ganz große Films in der Kostenhöhe bis zu einer Viertelmillion Dollars erzeugt worden sein. In England wird die Filmkriegsreklame besonders durch das Nichtvorhandensein eines allgemeinen Wehrpflichtgesetzes hervorgerufen, und sie ähnelt in gewissem Sinne dem Reklameapparat der Werbekommissionen. Selbstverständlich müssen auch diese Films — was Handlung, Pracht, Spiel und Unterhaltung betrifft — dem Geschmack des breiten Publikums entgegenkommen, da sie sonst nutzlos wären und in keiner Weise zur Erreichung des gewünschten Zwecks beitragen würden. Darum hat auch die englische Regierung der Unterhaltungssucht der Londoner Bevölkerung in dieser Hinsicht eher Vorschub geleistet, als daß sie ermahnend oder einschränkend auftrat.

Der kostspieligste und größte aller während des Krieges in England erzeugten Films ist wohl das Sensations- und Kolossalstück „Die Geburt der Nation", das monatelang in allen größeren englischen Filmtheatern vorgeführt wurde und auch heute noch in London und vielen anderen Städten gezeigt wird. Mit einem großen Reklameapparat wurde auch der Film Cabirio von d'Annunzio in Szene gesetzt, der den unverganglichen Ruhm des alten Rom vor Augen führen soll. Daß die englischen Fabrikanten der süßlichen Liebesgeschichten und Kitschliteratur unter der Maske nationaler Tätigkeit diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne die Filmkonjunktur auf ihre Weise auszunützen, versteht sich von selbst.

In Frankreich macht das Wehrpflichtsystem die rollenden Werbebilder überflüssig. Dagegen sucht man die allgemeine Stimmung durch den Kinematographen nach Kräften zu unterstützen, wobei man nicht vergißt, die angebliche Barbarei der Deutschen durch — natürlich in Frankreich erzeugte und gestellte — Hintertreppenfilms zu „beweisen". Eine wichtige Rolle spielt der Film in Frankreich als Propagandamittel in staatswissenschaftlichen Dingen. So soll er vor allem dazu dienen, den hartnäckigen französischen Sparern den Beutel zu lockern und den im Wollstrumpf verwahrten Gold den Weg nach der Banque de France zu weisen. Der jüngste Film dieser Art stellt, wie einem ausführlichen Bericht des „Daily Chronicle" zu entnehmen ist, eine Reklame für die neue französische Kriegsanleihe dar. Zu diesem Zwecke wurde auf Staatskosten ein besonderes Filmprodukt hergestellt. Dieser Staatsfilm, der in allen französischen Städten abgerollt wird, besteht aus zehn Teilen. Der erste Teil zeigt die versammelte Kammer und den Senat in dem Augenblick der Annahme der Anleihe-Vorlage; der zweite den organisatorischen Anleihe-Apparat, der dritte den amtlichen Ausweis, der jedem an der Anleihe Beteiligten ausgehändigt werden soll, die übrigen Teile führen die populärsten Zeichnungen und Bilder vor, die irgendwie auf die Anleihe Bezug haben.

— Dieser Tage erschien in Rom zum erstenmal die neue Wochenschrift der Kriegsparteien unter dem Titel „Fronte interna". Die erste Nummer verlangt die Kriegserklärung an Deutschland, das ohnehin Italien zu Lande und zu Wasser bekämpfte und überhaupt weit mehr der Erbfeind Italiens sei als Oesterreich.

Mc Watters und Tyson diese Woche im Orpheum.

Nummer 6 ist soeben erschienen!

"Deutsch-Amerika"

Diese Nummer veranschaulicht in vielen Bildern die Strapazen, die die tapferen Krieger während des Winters in Eis, Schnee und Kälte auszustehen haben.

Szenen von der belgischen Küste, im russischen Kampfgebiet, aus den Vogesen, Argonnenwald, Dolomiten.

Ebenso interessant sind die verschiedenen Weihnachtsfeierlichkeiten bei den deutschen und österreichisch-ungarischen Soldaten in den Unterständen gezeigt.

Als musikalische Beigabe ist diesmal

„Aus großer Zeit"

Lieder für eine Singstimme mit Begleitung für Pianoforte.

Auch fehlt der unverwüstliche Münchhausen nicht

Ferner Abbildungen anderer Art, sowie lesenswerte Artikel zur Unterhaltung und Belehrung.

Alles für 5c die Nummer, $2.50 das Jahr

Zu haben bei allen Zeitungsausträgern, Zeitungsverkäufern in der Stadt, sowie in der Office der

Täglichen Omaha Tribüne

Bestell-Zettel:

Omaha, Tribüne,
Omaha, Nebr.
Werte Herren!

Beiliegend $2.50 (zwei Dollar fünfzig Cents) für ein Jahresabonnement auf

„Deutsch-Amerika"

Schicken Sie dasselbe portofrei wöchentlich an:

Name .....
Adresse .....
Stadt .....
Staat .....

HENRY POLLOCK'S
LIQUOR HOUSE

Wholesale und Retail-Händler

120 nördl. 15. Str., Omaha, Nebr.

Telephon: Douglas 7162.

Old Fontenelle Whiskey, 4 Quarts,
Bottled in Bond, überall nach Nebraska und Iowa versandt zu $3.25

Schreiben Sie uns Ihre Bestellungen in deutscher Sprache. Jede Bestellung prompt erledigt.

Vergeßt bei Einkäufen nicht, daß jede Unterstützung der deutschen Zeitung auch eine Kräftigung des Deutschthums ist!

Benutzt Euch bei Einkäufen auf die „Tägliche Omaha Tribüne".